

(Nachdruck verboten.)

## Auferstehung.

Roman von Leo Tolstoj.

Der Vorsitzende wartete, bis die Angeklagten ihre Plätze eingenommen hatten, und sowie die Maslowa saß, wandte er sich an den Sekretär.

Es begann die gewöhnliche Prozedur: das Nachzählen der Geschwornen, die Verhandlung über die Richterschiedenen, ihre Belegung mit Strafen, die Entscheidung darüber, wer entschuldigt sei, und die Ergänzung der Richterschiedenen durch die Ersatzgeschwornen. Dann faltete der Vorsitzende die Lose zusammen, legte sie in einen Glashafen und begann, nachdem die gestickten Kermel seiner Uniform etwas aufgestreift waren, einen Zettel nach dem andern herauszunehmen, auseinanderzufalten und zu verlesen. Dann streifte der Vorsitzende die Kermel wieder herunter und bat den Geistlichen, die Geschwornen zu vereidigen.

Der alte Geistliche, mit aufgedunsenem, blaßgelbem Gesicht, im zinnfarbenen Priesterrock, mit goldenem Kreuz auf der Brust und noch einem kleinen Orden, der festwärts am Priesterrock angeheftet war, bewegte seine geschwollenen Beine langsam unter dem Gewande und rückte so an das unter dem Heiligenbild stehende Chorpult heran.

Die Geschwornen standen auf und bewegten sich dicht gedrängt gegen das Pult.

„Bitte sehr,“ sagte der Geistliche, indem er mit der rechten Hand sein Kreuz auf der Brust berührte und das Herankommen aller Geschwornen erwartete.

Als die Geschwornen sämtlich die Stufen zur Estrade hinaufgestiegen waren, neigte der Geistliche seinen zum Teil kahlen, grauen Kopf auf die Seite, schob ihn durch das Schulterstück, strich das dünne Haar zurecht und wandte sich an die Geschwornen.

„Heben Sie die rechte Hand auf und legen die Finger so zusammen,“ sagte er langsam, mit greisenhafter Stimme, hob die rechte Hand mit einem Grübchen über jedem Finger in die Höhe und legte die Finger mit den Spitzen zusammen.

„Jetzt sprechen Sie mir nach,“ sagte er und begann: „Ich gelobe und schwöre bei Gott dem Allmächtigen; bei seinem heiligen Evangelium und dem lebenspendenden Kreuz des Herrn; daß in der Sache, in welcher . . .“ sagte er und machte eine Pause nach jedem Satz. „Lassen Sie die Hand nicht sinken, halten Sie sie so,“ wandte er sich an einen jungen Menschen, der die Hand herabgelassen hatte . . . „daß in der Sache, in welcher . . .“

Der stattliche Herr mit dem Backenbart, der Oberst, der Kaufmann und andre hielten die Hand mit zusammengelegten Fingern so wie es der Geistliche verlangte, und zwar gleichsam mit besondrem Vergnügen sehr genau und hoch; die übrigen thaten es anscheinend widerwillig und unbestimmt. Die einen wiederholten die Worte überlaut mit einem Eifer und Ausdruck, der besagen wollte: komme, was da kommen mag, ich werde dennoch reden — andre flüsterten nur, traten vom Geistlichen fort und erreichten ihn dann gleichsam vor Schreck nicht zur rechten Zeit; die einen hielten mit herausfordernder Gebärde, als fürchteten sie, es könnte ihnen etwas entschlüpfen, die Finger übermäßig fest zusammen, die andern ließen sie auseinander und legten sie wieder zusammen.

Nach der Vereidigung ersuchte der Vorsitzende die Geschwornen, einen Obmann zu wählen. Die Geschwornen erhoben sich und schritten, dicht zusammengedrängt, in das Beratungszimmer, wo sie fast sämtlich alsbald Cigaretten hervorholten und zu rauchen begannen. Jemand schlug den stattlichen Herrn zum Obmann vor. Sofort stimmten alle dem Vorschlage bei, warfen ihre Cigarettenstummel fort, oder löschten sie aus und kehrten in den Saal zurück. Der gewählte Obmann erklärte dem Vorsitzenden, wen die Wahl getroffen habe; dann schritten alle dicht hintereinander wieder an ihre Plätze und setzten sich in zwei Reihen auf die Stühle mit hohen Lehnen.

Alles ging ohne Verzögerung, geschwind und nicht ohne Feierlichkeit von statten, und diese Genauigkeit, diese richtige Aufeinanderfolge und Feierlichkeit bereitete den Teilnehmern

Vergnügen und bestärkte sie in dem Bewußtsein, eine ernste, wichtige sociale Pflicht zu erfüllen. Dieses Gefühl hatte auch Maslowa.

Sobald die Geschwornen wieder Platz genommen hatten, hielt der Vorsitzende ihnen eine Rede über ihre Rechte, ihre Pflichten und ihre Verantwortlichkeit. Während seiner Rede veränderte der Vorsitzende beständig seine Haltung; bald stützte er den Ellbogen in die rechte, bald in die linke Hand, bald auf die Rücken, bald auf die Armlehne des Sessels, bald ebnete er die Aktenränder, bald streifte er das Falzmesser, bald befehlte er den Beistift.

Ihre Rechte bestanden nach seinen Worten darin, daß sie durch den Vorsitzenden an die Angeklagten Fragen richten, daß sie Bleistift und Papier benutzen und wesentliche Beweisstücke in Augenschein nehmen konnten. Ihre Pflicht bestand darin, daß sie nicht falsch, sondern gerecht urteilten; ihre Verantwortlichkeit aber darin, daß sie im Falle der Nichtbeobachtung des Beratungsgeheimnisses und bei In-Beziehung-treten zu unbeteiligten Personen sich einer Bestrafung aussetzten.

Alle hörten mit ehrerbietiger Aufmerksamkeit zu. Der Kaufmann, der Branntweingeruch um sich verbreitete und ein lautes Nüßeln unterdrückte, nickte bei jedem Satz beifällig mit dem Kopf.

## Neuntes Kapitel.

Nachdem der Vorsitzende seine Rede beendet hatte, wandte er sich an die Angeklagten.

„Simon Kartinkin, stehen Sie auf,“ sagte er.

Simon sprang nervös in die Höhe. Seine Backenmuskeln bewegten sich noch schneller als vorher.

„Ihr Name?“

„Simon Petrow Kartinkin,“ sprach der Angeklagte schnell mit knarrender Stimme; er hatte sich auf diese Antwort offenbar vorbereitet.

„Ihr Stand?“

„Bauer.“

„Aus welchem Gouvernement und Kreis?“

„Gouvernement Tula, Kreis Arapiewenski, Gutsbezirk Anpjaniski, Dorf Vorki.“

„Wie alt sind Sie?“

„Vierunddreißig; geboren im Jahre achtzehnhundert.“

„Welches Glaubens?“

„Ich bin rechtgläubig, russischen Glaubens.“

„Verheiratet?“

„Nie gewesen, Herr.“

„Womit beschäftigen Sie sich?“

„Ich war im Gasthause „Mauritanien“ angestellt.“

„Sind Sie früher schon bestraft?“

„Niemals, denn früher lebte ich . . .“

„Also nicht vorbestraft?“

„Bei Gott, nein.“

„Haben Sie die Abschrift der Anklageakte erhalten?“

„Ja wohl.“

„Sehen Sie sich!“

„Euphemia Zwanowa Bolschkowa,“ wandte sich der Vorsitzende an die folgende Angeklagte.

Aber Simon stand noch immer da und verdeckte die Bolschkowa.

„Kartinkin, sehen Sie sich!“

Kartinkin blieb stehen.

„Kartinkin, sehen Sie sich!“

Aber Kartinkin blieb noch immer stehen und setzte sich erst dann, als der Kommissar herbeigelaufen kam, den Kopf auf die Seite neigte und die Augen unnatürlich weit aufreisend in wehleidigem Flüsterton sagte: „Hinschauen; hinschauen!“

Kartinkin setzte sich ebenso schnell hin; wie er aufgestanden war, schlug seinen Sträflingsrock zusammen und begann wieder unhörbar die Beine zu bewegen.

„Ihr Name?“ wandte sich der Vorsitzende mit einem müden Seufzer an die zweite Angeklagte, ohne sie anzusehen, und sah etwas in den vor ihm liegenden Akten nach. Die Thätigkeit war dem Vorsitzenden so vertraut, daß er zur Befehlsmäßigkeit der Verhandlung zwei Arbeiten auf einmal verrichten konnte.

Die Votchkowa war 43 Jahre alt; ihr Stand: Kleinbürgerin aus Kolonna; ihre Beschäftigung: Zimmernädchen in demselben Gasthause „Mauritanien“. Vor Gericht und in Unternehmung war sie noch gewesen, die Abschrift der Anklage-Akte hatte sie erhalten. Die Votchkowa brachte ihre Antworten ungewöhnlich dreist und in solchem Ton heraus, als wollte sie zu jeder Antwort hinzufügen: „Ja, ich bin die Euphemia Votchkowa, und die Abschrift habe ich erhalten, und bin stolz darauf, und erlaube niemand, sich über mich lustig zu machen.“ Sie wartete nicht so lange, bis man sie Platz nehmen hieß, sondern setzte sich alsbald, nachdem die Fragen zu Ende waren.

„Wie ist Ihr Name?“ wandte sich der Vorsitzende an die dritte Angeklagte. „Sie müssen aufstehen,“ fügte er sanft und freundlich hinzu, als er bemerkte, daß die Masłowa sitzen blieb.

Sie stand mit einer schnellen Bewegung auf und schaute mit dem Ausdruck der Bereitwilligkeit, ihre hohe Brust vordrängend, mit lächelnden, ein wenig schielenden, schwarzen Augen dem Vorsitzenden, ohne eine Antwort zu geben, gerade ins Gesicht.

„Wie heißen Sie?“

„Ich heiße Ljubow,“ sagte sie schnell.

Rechjudow hatte inzwischen sein Vincenz aufgesetzt und sah sich die Angeklagten in der Reihenfolge, wie sie verhört würden, an.

„Nicht möglich!“ dachte er, ohne den Blick vom Gesicht der Angeklagten abzuwenden. „Wie kommt sie zu dem Namen Ljubow?“ dachte er dann beim Hören ihrer Antwort.

Der Vorsitzende wollte weiter fragen, aber der Richter mit der Brille flüsterte ärgerlich etwas und unterbrach ihn. Der Vorsitzende machte mit dem Kopfe das Zeichen der Zustimmung und wandte sich zur Angeklagten.

„Wieso heißen Sie Ljubow?“ sagte er, „Sie sind hier unter anderem Namen eingetragen.“

Die Angeklagte schwieg.

„Ich frage Sie, wie Ihr richtiger Name ist?“

„Wie Sie getauft sind?“ setzte der ärgerliche Richter hinzu.

„Früher hieß ich Katherina.“

„Nicht möglich,“ setzte Rechjudow sein Selbstgespräch fort und wußte dabei bereits, daß sie es unzweifelhaft war, dasselbe Mädchen, in das er einst verliebt, richtig verliebt gewesen war und das er dann im Sinnesrausch verführt und hinterher verlassen hatte. Später war sie ihm aus der Erinnerung entschwunden, weil diese Erinnerung ihn allzusehr peinigte, ihn allzulkar und deutlich bewies, daß er, der so stolz auf seinen ordentlichen Lebenswandel war, nicht nur nicht ordentlich, sondern geradezu niederträchtig an diesem Weibe gehandelt hatte.

Na, sie war es. Er nahm jetzt deutlich jene eigenartige, geheimnisvolle Besonderheit an ihr wahr, die jeden Menschen vom andern unterscheidet, ihn zu dem eigentümlichen einzigen, unnachahmlichen Wesen macht. Trotz der unnatürlichen Weiße und Fülle des Gesichts war diese Eigenart, die reizende, ganz besondere Eigenart dennoch vorhanden, in dem Gesicht, den Lippen und den ganz wenig schielenden Augen, wie namentlich in diesem naiven, lächelnden Blick und in dem Ausdruck von Hingebung, nicht nur im Gesicht, sondern in der ganzen Gestalt.

„Das hätten Sie auch sagen müssen,“ meinte wiederum besonders sanft der Vorsitzende. „Ihr Vatersname?“

„Ich bin — unehelich,“ sagte die Masłowa.

„Einerlei, nach Ihrem Taufpaten, wie heißen Sie da?“

„Michailowa.“

„Was mag sie nur verübt haben?“ dachte Rechjudow inzwischen weiter nach und holte mühsam Atem.

„Ihr Familien-, Ihr Zuname, wie ist der?“ fuhr der Vorsitzende fort.

„Nach meiner Mutter: Masłowa.“

„Stand?“

„Kleinbürgerin.“

„Rechtgläubig?“

„Ja.“

„Beschäftigung? womit haben Sie sich beschäftigt?“

Die Masłowa schwieg.

„Womit Sie sich beschäftigt haben?“ wiederholte der Vorsitzende.

„In dem Hause war ich,“ sagte sie.

„In welchem Hause?“ fragte das strenge Gerichtsmittglied.

„Das wissen Sie selbst,“ sagte die Masłowa, lächelte und schaute nach schnellem Umherblicken alsbald wieder auf den Vorsitzenden.

Es lag etwas so Ungewöhnliches in ihrem Gesichtsausdruck und ein so schrecklicher, klägliches Sinn in der Bedeutung ihrer Worte, in dem Lächeln und dem schnellen Blick, den sie dabei in den Saal warf, daß der Vorsitzende die Augen niederzuschlug, und eine Minute lang im Saal vollständige Stille eintrat. Die Stille wurde durch das Lachen irgend jemandes aus dem Publikum unterbrochen. Ein anderer Zuhörer zischte. Der Vorsitzende erhob den Kopf und setzte das Verhör fort.

„Vor Gericht und in Unternehmung waren Sie noch nicht?“

„Nein,“ sagte die Masłowa leise und senkte dabei.

„Die Abschrift der Anklageakte haben Sie erhalten?“

„Habe ich erhalten.“

„Setzen Sie sich,“ sagte der Vorsitzende.

Die Angeklagte nahm mit einer Bewegung, wie gepuhte Damen ihre Schleppe in Ordnung bringen, den Rock hinten auf und setzte sich hin. Dann zog sie die kleinen weißen Hände in die Ärmel hinein und verwandte kein Auge vom Vorsitzenden.

Es begann das Nachzählen der Zeugen, ihre Ablehnung, die Beschlußfassung bezüglich des Sachverständigen-Arzt's und sein Hereinrufen in den Sitzungssaal. Dann stand der Sekretär auf und begann, die Anklageschrift zu verlesen. Er las deutlich und laut, aber so schnell, daß seine Stimme, die das „l“ und „r“ nicht ordentlich aussprach, in ein fortlaufendes, ermüdendes Gejümme zusammenfloß. Die Richter stützten den Ellbogen bald auf die eine, bald auf die andre Armlehne, bald auf den Tisch, bald gegen die Rückenlehne; bald schlossen sie die Augen, bald öffneten sie sie wieder und flüsterten miteinander. Der eine Gendarm unterdrückte mehrmals einen Gähncrampf.

(Fortsetzung folgt.)

## Ein Tagesbesuch auf der Sternwarte.

Bei Tage auf der Sternwarte? Was sollen wir denn dort sehen können? Die Sternwarte soll doch, wie ihr Name schon andeutet, der Beobachtung der Sterne gewidmet sein; diese erscheinen aber bekanntlich erst am Abend und in der Nacht. Allerdings giebt es auch ein Tagesgestirn, die Sonne, und sie muß schon bei Tage beobachtet werden, damit sie die Vorgänge, welche sich auf ihrem Riesenkörper abspielen, dem forschenden Geist offenbart. Aber in meiner geschäftigen Zeit muß man sehr mit feiner Zeit hantieren, sie sorgsam einteilen und die Zeit solcher außer-gewöhnlichen Vorkommnisse, wie den Besuch einer Sternwarte, — wofür man nicht beruflich dorthin geführt wird, — schon tagelang vorher festsetzen. Leider können uns unsere Wetterpropheten noch nicht antündigen, ob wir heut über acht Tage schönen Sonnenschein haben werden oder nicht; thatsächlich ist es auch ziemlich gleichgültig, ob uns beim Besuch der Sternwarte die Sonne lächelt. Die Berliner Sternwarte wenigstens, auf der wir vor einigen Tagen von ihrem Direktor, Herrn Professor Förster, herumgeführt wurden, hat mit der Sonnenbeobachtung nur sehr wenig zu thun. Freilich, wer nach Dreptow zum großen Riesensfernrohr hinauspilgert, dem raten wir, wenn es bei Tage geschieht, einen sonnigen Tag zu wählen; zwar bietet der Wunderbau dort, lediglih als mechanisches Kunst- und Bauwerk betrachtet, auch genug Interessantes; aber eine Beobachtung des Sonnenbilds, welches das Instrument entwirft, erhöht jedenfalls noch den Reiz des Besuchs. Auch das astrophysikalische Observatorium in Potsdam zählt die Beobachtung der Sonne zu einer seiner wichtigsten Aufgaben, und es erhöht jedenfalls das Interesse eines Besuchs, die hierzu bestimmten Instrumente in Anwendung zu sehen.

Noch lehren wir zur Berliner Sternwarte zurück, die auf dem stillen Enke-Platz liegt, in welchen das südliche Ende der Charlottenstraße ausläuft. Eine Stätte der Ruhe und stillen Forschung inmitten des wogenden Getriebes der Weltstadt. Berlin ist ja nicht gerade arm an Instituten, welche der Pflege der Wissenschaft dienen, zuweilen allerdings nur in obrigkeitlich behüteter Form, so daß Leute mit gefährlichen Gedanken aus ihnen ausgeschlossen werden.

In der Nähe der Universität liegen das physikalische, das chemische sowie eine Reihe medizinischer Institute, in Charlottenburg — unzweifelhaft ist diese Vorstadt zu Berlin zu zählen — haben wir u. a. die physikalisch-technische Reichsanstalt. Bei allen diesen Anstalten ist sich jeder des unmittelbaren Einflusses der Wissenschaft auf die Technik und das praktische Leben bewußt; selbst der schlimmste Philister erkennt die Nützlichkeit dieser Institute an und hat gegen ihre sachgemäße Ausgestaltung mit Hilfe großer Geldmittel nichts einzuwenden. Der große Einfluß, den Physik und Chemie auf unser Leben gewonnen, liegt eben offen und klar zu Tage.

Anders ist es bei der Sternwarte. Was wird denn dort so Hochwichtiges getrieben, daß die Aufwendung großer Geldmittel lobt? Gewiß ist es sehr schön, daß die Astronomen den allgemeinen Zusammenhang im Weltbau, die Gesetze, durch welche der Lauf der Gestirne geregelt ist, erkannt haben. Es ist auch ganz gut, daß diese Kenntnisse sorgsam weiter bewahrt und gepflegt werden. Aber dazu genügen doch einige wenige Sternwarten mit verhältnismäßig geringen Mitteln, ohne daß man übermäßig große Fernrohre und viele teuren Sternwarten baut. So deutet vielleicht mancher, wenn er auch seiner Meinung nicht immer Ausdruck zu geben wagt, aus Furcht, er könnte als Feind der Wissenschaft und des Fortschritts verschrien werden.

Und in der That geschähe ihm damit ganz recht! Nichts Schlimmeres könnte einem Kulturbolk passieren, als daß der Sinn für uninteressiertes wissenschaftliches Leben ausstürbe. Gewiß sehen wir überall Werke von großartigem Wert für das praktische Leben durch Anwendung der Wissenschaften entstehen; ermöglicht ist das aber nur durch die strenge Forscherarbeit, die auf den praktischen Nutzen nicht sieht. Um nur ein Beispiel anzuführen, so hat Deutschland gegenwärtig in vielen chemischen Industrien geradezu die führende Stelle inne. Mehrfach führt auch der große materielle Gewinn, den die technische Ausbeutung wissenschaftlicher Ideen verspricht, zu einer förmlichen Lust, sich dieselben durch Patente zu sichern. Die Entwicklung der chemischen Industrie hängt aber weit weniger mit diesem Streben zusammen, als mit der wissenschaftlichen Erforschung der chemischen Stoffe. Diese ist in Deutschland während der letzten 50 Jahre mit ganz außerordentlichem Eifer betrieben worden, und gerade diesem Umstand verdankt auch die Industrie ihr Aufblühen. Sollte dieser wissenschaftliche Geist erlahmen, sollte die uninteressierte Forschung vor der Sucht nach Gewinn und materiellem Erfolg zurücktreten, so würde gerade auch die industrielle Entwicklung den Schaden davon haben, und Deutschland die führende Stelle verlieren. Wahrhaft produktiv sind eben durchaus nicht die Leistungen, die nur auf das sog. Praktische gerichtet sind; vielmehr hat sich noch immer die echte Forscherarbeit, die unbesonnen um den praktischen Erfolg in den Zusammenhang der Dinge einzudringen sucht, als diejenige erwiesen, der unsere großen Fortschritte verdankt werden.

Solche Gedanken drängen sich unwillkürlich auf, wenn wir die peinliche und minutiöse Genauigkeit beobachten, mit welcher die Astronomen ihre Aufgaben erfüllen, die von manchem auf den ersten Blick wohl für Kleinigkeitskrämerei gehalten werden könnte.

Wir betreten den Raum, in welchem sich der sog. Meridiankreis befindet, ein in merkwürdiger Weise aufgehängtes Fernrohr. Ein Fernrohr stellen wir uns gewöhnlich in solcher Weise beweglich vor, daß wir es mit der größten Bequemlichkeit nach jedem Punkt des Himmels richten können; hier aber ist das ganz und gar nicht der Fall. Das Rohr von 1½ bis 2 Meter Länge hängt vielmehr zwischen zwei Mauerpfosten, welche die horizontal liegende Achse tragen. Da sich an jeder Seite ein mit Teilschrauben versehenes Kreuz befindet, an welchem der Betrag der etwaigen Drehung des Rohrs abgelesen wird, so sieht das Ganze einer Kanone, die an den Radachsen aufgehängt ist, nicht unähnlich. Aber mit dieser Kanone soll nicht nach dem Himmel geschossen, es sollen nicht neue Sterne gefunden werden; denn da das Instrument nur in einer bestimmten vertikalen Ebene bewegt werden kann, so kann jeder Stern auch nur während der kurzen Zeit erblickt werden, während der er sich durch die Ebene hindurch bewegt. Die Achse des Rohrs ist in der Ost-West-Richtung gelagert; die vertikale Bewegungsebene ist daher die des Meridians, wosher ja das Instrument seinen Namen hat. Was hat es nun für einen Zweck, ein Fernrohr so aufzustellen, daß ein Stern nur während seines Durchgangs durch den Meridian beobachtet werden kann?

Damit kommen wir zu einer sehr wichtigen Aufgabe der Astronomie, deren Bewältigung übrigens aufs innigste mit den Bedürfnissen des täglichen Lebens zusammenhängt; die rein praktischen Leute können sich also ganz wohl mit der Sternkunde ausöhnen. Diese wichtige Aufgabe ist die genaue Bestimmung der Zeit.

Die einzige wirkliche Normalkuhr, welche wir besitzen, die einen so regelmäßigen Gang hat, daß wir in Jahrhunderten keine Abweichung auch nur durch einen Zehntausendstel einer Sekunde bemerken können, ist uns durch die Umdrehung der Erde resp. durch die scheinbare Umdrehung des Himmels um die Erde gegeben. So großartig auch die Fortschritte sind, welche unsere Präzisionstechnik und Uhrmacherkunst gemacht hat, den ewig gleichmäßigen Gang unserer Weltenuhr können sie doch nicht erreichen. Daher ist es eine wichtige Aufgabe, sie mit dieser ständig zu vergleichen und ihren Gang am Gange der großen Himmelsuhr zu kontrollieren. Wenn in einem Augenblick ein Stern eine bestimmte Stellung zu irgend welchen festen Punkten der Erde hat, so nimmt er nach einer vollen Umdrehung des Himmels resp. der Erde um ihre Achse wieder genau dieselbe Stellung ein. Zeigt eine Uhr eine kleine Abweichung von dem Stand, den sie vor 24 Stunden gehabt hat, so wird sie richtig gestellt und vor allen Dingen über die Abweichung Buch geführt. Die verschiedensten Sterne können zu dieser Kontrolle benutzt werden; denn jeder muß im Laufe von 24 Stunden den Meridian passieren. Es ist durchaus nicht nötig, die Nachtzeit für diese Beobachtung abzuwarten; denn im Fernrohr erblickt man die meisten Sterne auch bei Tage. Der Berliner Meridiankreis z. B. zeigt noch Sterne der 6. Größenklasse, das sind

solche, die das unbewaffnete Auge in einer mondlosen Nacht noch erblickt, bei Tage als glänzende Bünktchen.

Der Beobachter am Meridiankreis drückt, sowie der zur Beobachtung gewählte Stern in den Meridian tritt, einen Knopf, wodurch ein elektrisches Signal nach der Uhr im Bureau der Sternwarte gegeben wird, die dadurch unter ständiger Kontrolle gehalten wird. Ebenfalls auf elektrischem Weg teilt diese Uhr stets um 12 Uhr mittags die Zeit einer Centraluhr auf dem Schlesischen Bahnhof mit, von wo sämtliche Bahnhöfe der Monarchie mit der richtigen Zeit versehen werden.

Wir verlassen den Meridiankreis, das wichtigste Instrument für den Zeitdienst der Sternwarte, und gehen zum Stuppellaal hinauf, wo der sogenannte große Refraktor untergebracht ist, das größte Fernrohr der Sternwarte, welches zur Beobachtung der Gestirne dient und daher so montiert ist, daß es bequem und leicht in jede Lage gebracht werden kann. Der Auswurf großer Refraktoren, auf dieses Fernrohr angewendet, erscheint uns heute übertrieben. Als es gebaut wurde, im Jahre 1835, war es thatsächlich mit seiner 25 Centimeter großen Linse und seiner Länge von ungefähr 4 Meter das größte existierende Rohr. Seitdem sind wir an andre Dimensionen gewöhnt worden. Wir haben in Berlin das Urania-Fernrohr, das dieses bereits erheblich übertrifft; in Dreptow stromen wir einen Kiesen von 21 Meter Länge und 69 Centimeter Oeffnung an; in Potsdam ist ein Rohr von 70 Centimeter Oeffnung in einem Stuppellaal aufgestellt, in welchem 200 Personen, die bei der Einweihung zugegen waren, nur einen kleinen Raum einnahmen. Noch größer sind die Stupeln, welche die großen amerikanischen Fernrohre schützen. Kein Wunder, daß Mr. Clark, der berühmte Erbauer des Fernrohrs der Lid-Sternwarte, der 1896 bei einem Aufenthalt in Berlin die Sternwarte besuchte, ziemlich achlos an ihrem sogenannten großen Refraktor vorüberging.

Aber das Instrument hat eine Geschichte hinter sich und kann auf Leistungen zurückblicken, die in der Geschichte der Wissenschaften unvergänglich sind. Professor Förster machte Herrn Clark darauf aufmerksam, daß mit diesem Instrument am 23. September 1846 der Neptun aufgefunden worden sei, jener Planet, dessen Existenz am Schreibtisch von Leberrier und Adams errechnet, und dann an der bezeichneten Stelle am Himmel gefunden wurde. Diese Anregung rief in Herrn Clark eine lebhafteste Erinnerung an die Größe der früheren Astronomen hervor, die mit geringeren Instrumenten oft Wunderbares geleistet haben, und ehrfurchtsvoll begrüßte er dieses Instrument.

Uns überkommt noch eine andre Erinnerung bei seinem Anblick, die an seinen Erbauer, Joseph Fraunhofer, dessen letztes größeres Werk es war. Auf den Arbeiten Fraunhofers beruht die gesamte Entwicklung der modernen praktischen Optik, und ebenso sind seine Fernrohrkonstruktionen noch heute vorbildlich für die Aufstellung größerer Fernrohre. Etwas von seinem Geiste unabweichend beim Anblick seines letzten Werks; wir fühlen die Unsterblichkeit des Genius, der in seinem Wesen und Wirken für immer lebendig fortlebt. — B t.

## Kleines Revueleton.

— Der Viber in Deutschland. Man schreibt der Köln. Volksztg.: Der Viber erscheint sehr oft in Ortsnamen, die also noch heutigen Tags Zeugnis von dem ehemaligen Aufenthalte dieses Thiers in Deutschland ablegen. So giebt es einen Ort Webern bei Holzwinden an der Mündung der Weber in die Weser, an einem andern gleichfalls Wever heißen Inzusse der Weser südlich von Hörter einen Ort Weberungen, Webern an der Weber, einem Inzusse der Ems bei Münster. Außerdem giebt es eine Wever bei Stade, einen Viberbach unweit Eisenach. Auch sonst ist das Andenken dieses Thiers in erdlichen Namen bewahrt, wie Vibra, Webra, Wober, Viberbach, wenigleich hier in vielen Fällen wohl ein verschollenes Wort für Fluß, Wasser vorliegen mag. Auch im Englischen ist der Viber (beaver) häufig in geographischen Namen Nordamerikas nach den dort zahlreichen Thieren, deren Fang das eigentliche Trappergewerbe bildet. Der Viber fand sich vereinzelt noch im neunzehnten Jahrhundert im Westfalen, zahlreich vor 300 Jahren noch im Rheinlande. —

— Perlenfischerei und Perlenhandel im persischen Golf. Dem Reichsamt des Innern ist durch Vermittelung des deutschen Vicekonsuls in Buschär ein interessanter Bericht über die Perlenfischerei und den Perlenhandel im persischen Golf zugegangen. Zum Tauchen werden noch heute größtenteils Sklaven von der ostafrikanischen Küste verwendet, welche in stets neuen Zufuhren anlangen, ungeachtet der englischen Kriegsschiffe, welche die Einfuhr von Sklaven in den Golf nur in geringem Maße verhindern. Die Perlentauherboote sind in der Größe sehr verschieden; während viele kleine Boote, die ausschließlich in der Nähe der Küste fischen, nur eine Besatzung von 5 bis 15 Mann haben, bestehen die meisten Taucherflotten aus größeren Booten mit 20 bis 50 Besatzung und sind über den ganzen Golf verteilt. Was den Perlenhandel anbetrifft, so liegt das Geschäft noch zum größten Teil in den Händen von Arabern und von mehreren Hundert Hindus. Letztere halten sich fast alle nur während der Perlenfischzeit im Golf auf und kehren nach ihrer Beendigung nach Indien zurück. Die Eigner der Taucherboote sind meistens wenig wohlhabende Leute, die, um ihrem Verfall nachzugehen zu

können, stets auf Vorschlässe seitens der Perlenhändler angewiesen sind, welche ihnen die Mittel gewähren, die Wools anzufräsen und verprobantieren zu können. Auch befindet sich unter der Kaufmannschaft ein gewisser Teil Nichtslaven; diese erhalten bei Beginn der Fischzeit Vorschlässe, die bei großen Booten häufig mehrere Tausend Dollar ausmachen. Die Vorschlässe werden zu hohen Zinssätzen meistens für die Dauer der Fischzeit gegeben mit der Vereinbarung, daß Perlen an Zahlungsstatt angenommen werden. Der Umsatz an Perlen im Golf ist naturgemäß in jedem Jahr sehr verschieden und eine annähernd verlässliche Schätzung sehr schwer, da die Perlen mehrere Male den Besitzer wechseln, ehe sie verkauft werden. Auch der Anteil der verschiedenen Perlenhandelsplätze an dem Handel schwankt sehr. Die beiden Hauptplätze sind jedoch Bahrein und Linga, denen sich Debag, Charlek, Abu Dhabi und verschiedene andre kleine Orte anschließen. Der Wert der im letzten Jahre zum Verkauf gelangten Perlen mag vielleicht auf etwa 30 Mill. Rupien geschätzt werden; doch kann diese Schätzung nur mit Vorbehalt gegeben werden, da an keinem Platze irgend welche Statistik erhältlich ist, die Bewertung vielmehr auf persönlichen Wahrnehmungen und Berichten von eingeborenen Händlern beruht. Die beim Perlenhandel im Golf fast ausschließlich gebräuchliche Münze ist der Maria-Theresia-Thaler. Höhere Geldwerte als diese Münze giebt es nicht. Die Perlen werden fast ausschließlich nach Gewicht gehandelt, nur ganz große Perlen machen hiervon eine Ausnahme. —

### Musik.

Ueber einen jüngeren Komponisten, der anscheinend alle Weisheit der modernsten Moderne mit Löffeln gegessen hat, hörte ich einst ein köstliches Stücklein. In irgend einer Gesellschaft wurde bei seiner Anwesenheit ein neues Lied von ihm vorgelesen. Nach dem Vortrag wendete sich ein Weiblein voll Entzücken an den Komponisten und schwärmte ihn an: „Ach, Herr N. N., das ist aber wirklich reizend!“ Nun hätte man unsern modernen Helden sehen sollen. Im Innersten empört, am ganzen Körper vor Entrüstung bebend, mit rollenden Augen und hochgepannten Gesichtsmuskeln rang er nach einem Ausdruck, der dieser Veleidigung seiner künstlerischen Würde angemessen wäre, und preßte endlich schraubend, erst mit erschüt unterbrochener und dann mit explosionsartig beschleunigter Stimme hervor: „Reizend — reizend — reizend ist Erik Meyer-Helmut!“

In der That hat der Genannte das Verdienst, die musikalische Unterhaltungsliteratur durch „reizende“ Stücke bereichert zu haben; auch drei Opern von ihm sind (seit 1889) zur Aufführung gelangt. Ein neues Vaudeville: „Die Heiratslustigen“, war seit längerem als Novität angekündigt und hat nun Sonnabend im Central-Theater seine erste, vielleicht überhaupt erste Vorstellung gefunden. Die musikalisch-geschichtliche Art „Vaudeville“, das französische Seitenstück zum deutschen Singpiel, ist schon von vornherein so sehr geeignet, die Emsatzung einer selbständigen und einheitlichen Kunst zu hindern, daß auch die Kritik hier nicht viel leisten kann. Nun erst das vorliegende Stück! Der Text ist ersichtlich vom Komponisten selbst gemacht, wie denn dieser auch seine Lieder gern selber textet. Den Inhalt bilden wohlbelannte Verwicklungen, die sich in einem Heiratsbureau aufspinnen, in ihrem Verlauf sogar zu einer Scene des Kampfs um weibliche Ehre steigern und sich dann entsprechend wohlgesällig lösen; die Diktion ist stellenweise „reizend“, stellenweise nicht einmal das.

Wenn man nun die Musik nach mancherlei Anläufen in ihr beurteilen soll, so kann man die nun einmal benötigte Kennzeichnung auch so verwenden, daß die Musik „reizend“ ist im Sinne des Anregens von Eindrücken, aus denen doch nichts Rechtes wird. Das „Stimmung machen“ wird oft ganz gut angefangen, und manche Kunststücke des Orchesterspiels geben so etwas wie musikalische Beleuchtungseffekte. Aber dann kommt doch immer wieder das Schreckliche, nämlich das „Reizende“ im Sinne des Schmachtfepens; so das „Lied von der unglücklichen Liebe“: „Ein junger flotter Schmetterling“ und: „Die Lotusblume ist üppig dem Schmetterling erwaht!“ Vielleicht schäme ich die melodische Erfindung in diesen beiden Nummern zu gering ein, und vielleicht würde der erste Akt (über den mir freilich nur ungefähr Gleiches berichtet wurde) an dem Eindruck des Ganzen etwas ändern; allein ich mußte ihn wegen eines gleichzeitigen Oratoriums von der blühenden Magdalena veräumen, das beinahe ebenso reizend ist. Schmächtarien in der Singakademie und Schmachtarieen im Central-Theater — schließlich ist's, wie wenn auf eine verwundete Stelle immer wieder ein Meiz durch neue Stiche ausgeübt wird. Doch der Komponist ist gewandt im Auflegen und Durchführen von Duetten und ist es vielleicht am meisten in aportschwierigen, aber dankbaren Gesangsangelegen, die er seinen Personen stellt, und um derenwillen man auch sich selber einige Zuhörer-Aufgaben stellen darf.

In diesem Sinn war vor allem für Maria Wanci in der Rolle einer, in tiefster Mütigkeit offenerzigigen, Amerikanerin sehr vieles zu leisten, und sie leistete es denn auch, trotz eines unangenehm schmetternden Klanges ihrer sonst schönen und durchgebildeten Stimme, in sehr erfreulicher Weise — nicht zu vergessen ihre Darstellungskunst. Auch Karl Schulz hatte, und zwar an der Polacca „Ich bin begeistert kosoff!“ ein Virtuositätsstück von

der erwähnten Art und mit entsprechendem Erfolg. In der Rolle des hauptsächlich Liebhabers machte sich Ferdinand Schütz trotz seiner undankbareren Partie recht annehmbar.

Daß der Gesanfterfolg nicht auf der Höhe der sonst so leicht erreichten Premierenerregung stand, ist verwunderlich und nicht ganz gerecht; nach welchem Maßstab und zu welchen Gunsten will man denn über dieses Niveau richten? Wenn doch wenigstens schon das „Theater des Westens“ die längst angekündigte Operette „Giroff-Giroffa“ heranzubringen hätte! —

### Technisches.

Die schnellsten Eisenbahnzüge der Gegenwart in Europa laufen nicht, wie man vielfach annimmt, in England, sondern in Frankreich. Obenan steht dort die Nordbahn, deren Strecke Paris—Amiens, 131 Kilometer, ohne Aufenthalt in 1 Stunde 15 Minuten durchlaufen wird, was eine Geschwindigkeit von 104,8 Kilometer in der Stunde ergibt. Diesem Zug schließen sich auf der Nordbahn die Züge zwischen Amiens—Calais, Paris—Arras und Paris—St. Quentin an, die eine Geschwindigkeit von 92, 88,6 und 88,3 Kilometer in der Stunde haben. Sowohl diese Züge wie die nachstehend erwähnten durchlaufen Strecken von ca. 100—150 Kilometer, ohne anzuhalten. Auf der Nordbahn folgt in der Geschwindigkeit die Orleans-Bahn, deren Züge mit 88,4 bis 98,5 Kilometer Fahrt laufen, dann kommt die Südbahn mit einer Geschwindigkeit von 85,7 bis 93,5 Kilometer in der Stunde. Die englischen Bahnen stehen den französischen bedeutend nach, Großbritannien hat nur einen Zug mit 95 Kilometer aufzuweisen, nämlich in Schottland auf der Strecke zwischen Forfar und Perth; darauf folgt die Strecke Stirling-Perth mit 90,9 Kilometer. Die nächstschleunigsten Züge laufen zwischen Perth—Aberdeen und Port-Darlington mit 89,4 und 87,7 Kilometer Geschwindigkeit. Während Deutschland in der Einführung elektrischer Triebkraft an der Spitze marschiert, kann es auf keine Eisenbahngeschwindigkeit nicht stolz sein, da die schnellsten Züge, die zwischen Wittenberge—Hamburg, Stendal—Hannover und Berlin—Vitterfeld laufen, nur eine Schnelligkeit von 82,5, 78,4 und 74,5 Kilometer in der Stunde haben. Der für die deutsch-dänische Verbindung wichtige Expresszug Stopenhagen—Gjellerbø läuft in der Stunde 62—63 Kilometer und der mit der Samsø-Frelseborger Linie in Verbindung stehende „Continentalzug“ Stockholm—Malmo gar nur 52—56 Kilometer. —

### Humoristisches.

— Ländliche Auffassung. Nach Ober-Heinzelwig ist ein neuer Schullehrer gekommen. Er macht die Bekanntschaft der Ortsbegeisterten und dabei fragt ihn eine alte Bäuerin: „Haben Sie denn ool Kinder?“ „Nein, liebe Frau, ich bin ja gar nicht verheiratet.“ „Und Kinder haben Sie keene?“ „So hören Sie doch, ich habe keine Frau, habe auch nie eine gehabt; verläufig habe ich nur eine Braut.“ „Und keene Kinder nich?“ „Ach sage es Ihnen ja, ich bin erst verlobt; nunmehr schon sieben Jahre. Aber im nächsten Jahre hoffe ich meine Braut heimzuführen.“ „Sieben Johr, jemerich nee, schon sieben Johr! Na, denn kriegen Sie ooch keene mehr!“ —

— Berliner Zukunftsbild. „Um Himmelswillen, Schugmann, wo ist das nächste Krankenhaus?“ „Hier die „Große Mirbachstraße“ hinter, bald hinter der St. Kirche, das kleine alte Haus, es wird aber angeblich wohl besetzt sein.“ —

(Lust. Bl.)

### Notizen.

— Mag Schillings Oper „Der Weifertag“ ging im Weimarer Hoftheater mit großem Erfolg in Scene. —  
— Ein Schauspiel von Theodor Herzl „Gretel“ wurde mit nur geringem Erfolge im Wiener Raimund-Theater zum erstenmal aufgeführt. —  
— Das Theater an der Wien wird am 1. Mai von einem Konfinkium übernommen. Fr. v. Schönerer erhält eine Leibrente von jährlich 15 000 Fl. Das Konfinkium will mit dem Prager Director Angelo Neumann im Theater an der Wien eine Volksoper begründen, dajelbst klassische und moderne Opern mit guten Kräften aufzuführen, auch fremde Sänger und Sängerinnen gastieren lassen, vor allem aber möglichst viel Opern-Novitäten geben und dadurch der Wiener Hofoper Konkurrenz machen. —  
— Das Entlassungszeugnis Hans Richters aus seiner Stellung als Hofkapellmeister wurde genehmigt. Die Leitung der Hofkapelle wurde Hellmesberger übertragen. —  
— Ein Sammelwerk „Lieder des russischen Volks“ wird mit Unterstützung der russischen Geographischen Gesellschaft in Petersburg herausgegeben. Zwei Bände sind bereits erschienen. —  
— Eine russische Zeitung soll vom 21. April ab in Paris erscheinen. —